



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Zunge : eine Hundstagsbetrachtung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der dramatischen Theorien ganz unzweifelhaft einen hervorragenden Platz einzunehmen hat; außerdem will ich nur die Aufsätze über den Briefwechsel zwischen Schiller und Körner und über Shakespeares Zeitgenossen hervorheben. Wenn man einmal auf unsern höhern Schulen das Bedürfnis fühlen sollte, die Lektüre ausgewählter Stücke aus dem Laokoon und der Hamburgischen Dramaturgie teilweise durch etwas mehr Zeitgemäßes zu ersetzen, so wird man vielleicht bei Hebbel und Ludwig geeignetes finden; denn selbstverständlich enthalten auch Ludwigs Studien eine Anzahl durchaus vollendeter Partien. Ein mit dem Geist der Gegenwart vertrauter Schulmann könnte schon jetzt eine Auswahl geben. Doch hat zunächst noch die deutsche Dichterjugend so viel von den beiden großen Dramatikern zu lernen, daß die Aufnahme der ästhetischen Anschauungen Hebbels und Ludwigs in die allgemeine deutsche Bildung nicht ohne weiteres wünschenswert erscheint.



Die Zunge

Eine Hundstagsbetrachtung



ut und böse sollten eigentlich Gegensätze sein. Aber das ist thatsächlich nicht immer der Fall. Wenn man z. B. von jemand sagt, er habe eine gute Zunge, so heißt das beinahe so viel, als er habe eine böse Zunge, besonders wenn dieser Jemand ein weibliches Wesen in einem gewissen Alter ist. Denn man nimmt meist an, daß die Zunge nur dann in eine außergewöhnliche Thätigkeit gesetzt wird, wenn man dem lieben Nächsten etwas anhängen will. Hat man dagegen etwas Gutes von ihm zu berichten, was ziemlich selten vorkommen soll, so braucht man dazu gar keine gute Zunge; ein gründliches Lob bringt auch der heraus, der des Wortes weniger mächtig ist. Ein gestammeltes Lob klingt jedenfalls angenehmer als der schlag- und zungenfertige Tadel. Wenn ich jemandem zwanzig Mark abborgen will, und der andre sagt ohne jeglichen fein konstruirten Satzbau, ohne Metaphern und Rhetorik: Die kannst du kriegen! so klingen diese einfachen Worte wie ein Gedicht. Setzt er sich aber mit einem lebenswürdigen Gesicht in Positur und hält mir eine Ansprache, die jeder Ordinarius von Prima mit einer 1 zenstren würde, aus der ich aber trotz des fließendsten Deutsch heraushöre, daß ich die zwanzig Mark nicht bekomme, so sind das für mich faule Redensarten. Kein Redner der Welt ist imstande, uns ein „Nein“ wohlklingend zu machen. Das schönste Mädchen, das klügste

Mädchen, sogar das reichste Mädchen kann uns mit einem „Nein“ nicht entzücken. Ein „Ja“ in Essig schmeckt süßer als ein „Nein“ in Schlagsahne.

Kein Mund ist so beredt als ein Lästermaul. Die böse Nachrede könnte man vielleicht so definieren: eine zu der Wichtigkeit des mitgeteilten Gegenstandes in auffälligem Mißverhältnis stehende Kraftäußerung des menschlichen Zungenmuskels. Unsrer Altvordern, die nicht der Wohlthat eines Strafgesetzbuches teilhaftig waren, fertigten etwaige böse Nachrede „privatrechtlich“ unter sich ab. Eine böse Nachrede war es z. B., die die beiden Königinnen Brunhild, Gunthers Weib, und Chriemhild, Siegfrieds Weib, in hellen Zorn gegen einander entbrennen ließ. Bei einem Festspiel, bei dem sich die edeln Recken in friedlichen Waffenübungen tummelten, begann die Lästermäuligkeit harmlos und leise zischelnd, bei dem Kirchgange brach sie in lobernde Flammen aus: hier machte Chriemhild der starken Brunhild eine Mitteilung, die man einem Weibe nicht ungestraft bietet. „Brunhild, die Königin, weinte“ — heißt es in dem Liede. Siegfried, den die Indiskretion seines Weibes verdroß, gelobte:

Gentessen solls mein Weib,
Daß sie so hat betrübet Brunhildens Seel und Leib.

Sie bekam nämlich dafür eine gehörige Tracht Prügel, was in der guten alten Zeit weiter nichts auffälliges war und der Liebe keinen Eintrag that.

Auch die Rechtspflege des klassischen Altertums gestattete eine promptere Erledigung von dergleichen Rechtsstreitigkeiten, als unsre wohlgeordnete Paragraphenzeit mit ihrem Instanzen-schneckengang. Der Ahnherr aller Lästermäuler, Thersites, wurde, als er im Rate der Helden vor Troja seiner bösen Zunge freien Lauf ließ, von Odysseus kurzer Hand abgeurteilt und abgestraft:

Rasch mit dem Szepter ihm Rücken und Schultern
Schlug er; da wandte sich jener, und häufig stürzt ihm die Thräne.
Rings, wie traurig man war, doch lachten sie herzlich um jenen.

Und die, die da lachten, waren die höchsten Behörden des Landes. In unserm geordneten Rechtsleben wäre dem Thersites für seine schmähernden Äußerungen die „Wahrung berechtigter Interessen“ zugebilligt und nach dem Antrag des Verteidigers auf Freisprechung erkannt worden. Odysseus aber hätte sich einige Monate Gefängnis wegen „Körperverletzung unter Anwendung eines gefährlichen Instruments“ geholt und wäre zur Zahlung einer größern Geldbuße an den Verletzten und Tragung sämtlicher Kosten verurteilt worden. Ohne ihn hätten die Griechen von den Troern die schönsten Siege gefriegt, und Ilias sowohl wie Odyssee wäre zur Freude unsrer überbürdeten Gymnasialisten ungeschrieben geblieben, wenn nicht die Erlebnisse des Sträflings im Gefängnis zu X einen oppositionellen Homer zur Besingung des göttlichen Dulders angereizt hätten. Heutzutage verfährt man anders mit Leuten, die

sich Injurien zu schulden kommen lassen: „Man reißt und schleppt sie vor den Richter, die Szene wird zum Tribunal.“ Auch Freiligrath spricht sich in diesem Sinne aus: „Der andre aber geht und klagt.“

Sa, die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Auffassung dessen, was Recht ist. Das wohlthätige Institut der Eumeniden, dieser Gewissenswürmer der Alten, ist ausgestorben: das „furchtbare Geschlecht der Nacht“ ist durch einen versöhnlichen Schiedsmann, der beide Parteien mit dem ausgesetztesten Wohlwollen behandelt, ersetzt. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß zu Schiedsmännern durchweg wohlbeleibte Männer von der Art, wie sie Cäsar gern um sich sah, gewählt werden. Schon das Äußere dieser Herren wirkt beschwichtigend auf das Gemüt. Seht mich an, ruft es uns aus seinem freundlichen Gesicht entgegen, seht, wie gemüthlich das Leben doch eigentlich ist! Weshalb wollt ihr euch denn verklagen? Kein Wunder, daß angesichts einer solchen Friedensidylle die Parteien alle Rachegeanken fahren lassen und Arm in Arm zum Frühschoppen in die nächste Kneipe eilen. Und der Mann des Friedens,

Mit langsam abgemessenem Schritte
Verschwindet er im Hintergrund.

Das ist die einzige Ähnlichkeit, die noch an die seligen Eumeniden erinnert.

Wie es handwerksmäßige Verrichtungen giebt, die den rhythmischen und melodischen Sinn im Menschen wecken — ich erinnere nur an die Müller, die Leineweber, die Spinnerinnen —, so finden sich auch Hantirungen, die auf den Gesprachssinn eine belebende Wirkung ausüben und die Zunge zu sonst ungewohnten Leistungen anreizen. Hierher gehört die Thätigkeit des Barbiers. Mein Nachbar ist ein großer Vogelfreund. Er bedient sich, wenn er einen seiner befiederten Zöglinge zum Probefingen veranlassen will, eines Kunstgriffs, von dem ich nicht weiß, ob er einer allgemeinen Praxis der Vogelzuchter entspricht. Er öffnet nämlich die Thür zur Küche und wegt auf dem steinernen Spulstein ein Brotmesser; es vergeht keine halbe Minute, und das Vogeltier läst ebenfalls etwas von sich hören. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß die schleifende Bewegung des Rastrmessers auf dem Riemen eine ähnliche Wirkung auf den Gesprachssinn des Barbiers ausübt; rechnet man dazu, daß das Schaum schlagen im Becken an einen lebhaften Zungenschlag erinnert und geeignet ist, auf den willigen Muskel anregend zu wirken, so wird man wahrscheinlich zugeben, daß der Barbier als Opfer seines Berufs unter einer unverschuldeten Schwäche zu leiden hat. Ich habe mich mit meinem Barbier immer auf einen sehr guten Fuß gestellt, und zwar aus triftigen Gründen. Ich bin nämlich nicht besonders mutig, da mir vom Staate mein einjähriges Jahr — komisches Ding! — wegen allgemeiner Körperschwäche geschenkt wurde. Ob sich diese allgemeine Körperschwäche auch auf mein Gehirn bezog, hat mir der Herr Oberstabsarzt, der ein lebenswurdiger Mann

war und gesellschaftlichen Takt hatte, nicht verraten. Aber, wie gesagt, ein Held bin ich nicht. Ich gehe einem Stier lieber aus dem Wege, als daß ich ihn, einer beliebten Redensart zu Gefallen, bei den Hörnern fasse. An dem Bauernaufstand und an den französischen Revolutionen bin ich vollständig unschuldig. Wenn ich daher unter dem Messer eines Barbiers liege, komme ich mir schon so verwegen vor wie ein antiker Gladiator. Wer täglich seine wertvolle, aber wehrlose Kehle dem Messer auf Gnade oder Ungnade für zehn Pfennige überliefert — wer mehr bezahlt, hat in dieser Hinsicht keine Vorteile —, dessen Mut hat nach meiner Meinung eben so viel Anerkennung verdient als das schöne Fischermädchen, das die Bewunderung Heines erregte, weil es sich täglich sorglos dem wilden Meere anvertraute. Wer bürgt mir dafür, daß der Barbier in einem Anfall von nervöser Überspannung nicht plötzlich auf die Idee kommt, meine Kehle auf die Widerstandsfähigkeit gegen ein scharf geschliffenes Rasiermesser zu prüfen? Nachher stehen wir beide, zu einer sensationellen Notiz verwertet, unter der Rubrik „Vermischtes“ in der Zeitung. Das mag für den Barbier etwas neues sein, für mich aber nicht.

Das Gerücht, sei es nun gut oder böse, wurde bei den Alten durch die Fama oder Pheme dargestellt, die niemals ruhte, sondern immer ausspähte und dann schnellfüßig das, was sie bemerkt und erfahren hatte, erst leise und in kleinem Kreise, dann aber immer lauter und in größerem Kreise verkündete. Sie ward als eine geflügelte Frau von zarter Gestalt mit einer Posaune in der Hand abgebildet. Daher rührt wohl auch der Ausdruck: etwas ausposaunen. Ein Bildner der Neuzeit, der auch in der Allegorie dem Naturalismus huldigte, würde das Gerücht wahrscheinlich als zwei bei der Arbeit schwazende Waschweiber darstellen. Waschweib und Lästermaul ist im Volksmund „identisch.“ Dieser Sprachgebrauch sowie die Vorstellung der Alten zeigt, wie verbreitet jederzeit die Meinung gewesen ist, daß das Weib auf Grund seiner natürlichen Anlage zum übermäßigen Gebrauch seiner Zunge prädestiniert sei. Ich kenne die alten Weiber — ich meine die Weiber der Alten — nicht, für unser mit uns lebendes weibliches Geschlecht fühle ich mich aber doch bewogen, eine Lanze zu brechen. Die Vertreter des Männertums können in offiziellen Festreden dem ewig Weiblichen gereimt und ungereimt nicht genug Schmeicheleien sagen, und dieselben Fürsprecher der holden Weiblichkeit unterlassen es bei keiner Gelegenheit, sobald es sich nicht um Schaustellungen des lieben Ich handelt, wie bei Festreden auf die Damen, über das Laster des Schwazens loszuziehen. Ich weiß zwar, daß, wenn ich es unternehme, das starke Geschlecht zu ermahnen, es möge seine Stärke nicht im blöden Nachschwazern ungerechtfertigter Beschuldigungen erproben, ich in ein Wespennest steche. Ich höre die höhniischen Stimmen meiner Geschlechtsgenossen: „Haha! Der Herr ist ehelich belastet. Hinter ihm steht die beleidigte Weiblichkeit in Gestalt einer zürnenden Gattin und führt dem Anwalt ihres Geschlechts die

Feder.“ Nein, werthe Brüder, beruhigen Sie sich. Ich gehorche nicht der Not, sondern dem eignen Triebe. Ich bin gänzlich unverheiratet, auch gänzlich unverlobt, stehe in den besten Jahren, und wenn ich irgendwelchen Schwund der Haare zu beklagen Grund habe, so ist es nur an meiner Zahnbürste. Meine Offenheit wird meinen Widersachern Anlaß geben, mir unterzuschieben, daß ich mich in die Gunst der Damenwelt im allgemeinen und in das Herz einer schönen Leserin im besondern hineinschreiben möchte. Aber wenn die geschätzte Leserin einmal gelegentlich ein Wein- oder Bierlokal betritt, so wird sie in der gemütlichsten Ecke einen runden Tisch bemerkt haben, der Stammtisch genannt wird. Sollte ihr in der Mitte ein zierliches Täfelchen mit der Aufschrift „Reservirt“ auffallen, so glaube sie ja nicht, daß dieses Fremdwort die Herren ermahnen soll, in ihren Reden reservirt zu sein. O nein! Das Täfelchen belehrt fremde Eindringlinge kurz und bündig, daß die Tischgenossen „unter sich“ bleiben wollen. An diesen Stammtischen geht es jedenfalls nicht besser zu als in den berüchtigtsten Kaffeekränzchen. Die Damen haben doch meist nur „persönliche“ Auseinandersetzungen, an denen es auch an keinem Stammtisch fehlt. Hier kommt aber noch die politische und die kommunale Kannegießerei hinzu und gestaltet den Stammtisch zu einer wahren Höhle der fürchterlichsten Lästermäuligkeit. Hier wird jede Unschuld vernichtet, denn es giebt auch noch unschuldige Männer, die sich nur um sich und nicht um den Nächsten bekümmern und dabei reichlich zu thun haben. Wenn eine solche Unschuld erst einmal das Blut des Stammtisches geleckt hat, dann ist es mit ihr vorbei. Halb zieht er sie, halb sinkt sie hin, und dann wird er jeden Abend an derselben Stelle mit dem reservirten Täfelchen gesehen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Schritt vorwärts. Ein halbes Duzend mal haben wir schon gesagt und werden es vielleicht noch ebenso oft wiederholen müssen, daß wir nichts sehnlicher wünschen, als ein Kabinett Ranitz-Plöz-Mirbach (wir bitten um Entschuldigung wegen des Ausdrucks Kabinett; er ist ungenau, wo nicht geradezu falsch; aber die verwickelten deutschen Verfassungsverhältnisse jedesmal korrekt zu bezeichnen, würde eine unerträgliche Umständlichkeit und Schwerfälligkeit erfordern). Das ist weder ein Scherz noch ironisch, sondern im vollen Ernste gesprochen. Wenn die „staatsertaltenden, monarchischen, königstreuen, nationalgesinnten Parteien“ ein paar Jahre lang in hunderttausenden, vielleicht in ein paar Millionen Zeitungsblättern